

Jan M. Piskorski (Szczecin)

### **Schluss: Ethnischer Wandel im mittelalterlichen Ostmittel- und Osteuropa**

Bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts fanden die mittelalterlichen europäischen Migrationsprozesse und Nationsbildungen sowie die ethnischen Konstellationen ein reges Interesse in der sich herausbildenden Historiografie. Die Wurzeln der europäischen Nationen wählte man – sicherlich nicht völlig zu Unrecht – im Mittelalter (Davies 1984: 51; Zientara 1985; Davies 1987: 18), und so wandten sich Historiker und Historikerinnen, Schriftsteller und Schriftstellerinnen dieser Epoche zu. In der Folge entstand ein Mittelalterbild, geformt nach den Vorstellungen des 19. Jahrhunderts; sie idealisierten das Mittelalter. Über solche idealisierten Bilder wurden dann die jeweiligen nationalen Identitäten des 19. Jahrhunderts konstruiert (Tolan 2002). Faktisch blicken fast alle europäischen Völker, selbst jene, deren Anfänge sich nur mit großer Mühe ins Mittelalter zurückverfolgen lassen, auf jenes zurück. Der Blick in die Vergangenheit ist dabei auch in mancher Hinsicht zukunftsweisend.

Eine besondere Wertschätzung erfuhr das Mittelalter von den Deutschen: Das von Dichtern und Historikern imaginierte deutsche Volk soll damals einig und mächtig gewesen sein; die deutschen Kaiser seien die Führer Europas gewesen, und dieses von den Romantikern mystifizierte Volk habe für sein Vaterland – mit Hilfe von Schwert, Kreuz und Pflug – riesige Landstriche östlich der Elbe gewonnen (Schulze 1995: 185–187; Leśniewska 2004).

Im Laufe des 19. Jahrhunderts, im Klima des wachsenden Nationalismus, wurden die mittelalterlichen Migrations-, Kolonisations- und Assimilationsprozesse für politische Diskurse instrumentalisiert. Sie lieferten Argumente für die einzelnen Staaten, die bemüht waren, ihre jeweiligen nationalen Ziele zu legitimieren. Mittelalterliche Siedlungsgebiete wurden herangezogen, um zeitgenössische Staatsgebiete zu rechtfertigen beziehungsweise Ansprüche auf Gebiete zu untermauern. Die Gebietsansprüche gingen – so die angeführten Gründe – zum einen auf Siedlungsprioritäten, zum anderen auf die kulturellen Verdienste der Siedler zurück (Piskorski 2002b). In besonders gefährliches Fahrwasser gerieten die europäischen Kulturen, als man den vorher eher politisch und kulturell verstandenen Begriff des „Volks“ als unwandelbare und ewige „Blutsgemeinschaft“ auffasste (Iggers 1999). Im Zuge dieser Bedeutungsveränderung wurde selbst der seiner ethnischen Identität nicht bewusste und in einer anderen Gesellschaft assimilierte Kolonist zum Angehörigen einer nationalen Gemeinschaft, deren Interessen er zu repräsentieren hatte, ob er wollte oder nicht. Streitigkeiten über „historische Rechte“ existieren in Europa so viele, wie es Staaten und Nationen gibt. So behaupten die Engländer sie gegenüber den Völkern in den eroberten

überseeischen Kolonien, aber auch gegenüber Iren, Schotten und Walisern; die Tschechen verteidigen sie gegenüber den Deutschen; Esten und Letten pochen auf „ihre“ Rechte im Hinblick auf Deutsche und Russen; die Finnen „wehren“ sich gegen die Schweden. Griechen beharren darauf vor allem gegenüber den Türken, aber auch gegenüber fast allen angrenzenden slawischen Völkern; Litauer gegenüber Deutschen, Polen und Russen, Deutsche eigentlich gegenüber allen Nachbarn, Polen vor allem gegenüber Deutschen und Russen, aber auch gegenüber den alten Minderheiten in Polen, vor allem Litauern und Ukrainern, Russen gegenüber fast allen Völkern, die vom 18. bis zum 20. Jahrhundert unterworfen wurden, insbesondere den Balten, Kaukasusvölkern, Asiaten, aber nicht zuletzt auch gegenüber den Polen, usw.

Es gab vehemente Anstrengungen, die eigene Siedlungspriorität in einem bestimmten Gebiet, den „Vorrang“ und die „ununterbrochene Existenz“ auf „nationalem Boden“ zu beweisen. So verwies man auf die angeblich geringe Rolle von Zuwanderern oder verschwieg deren Existenz ganz und gar: Ein extremes Beispiel hierfür sind die häufig in Krisenzeiten aufkommenden Behauptungen, dass es gar keine „Fremden“ im eigenen Land gegeben habe: So wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht selten argumentiert, in Deutschland hätte es keine Slawen gegeben; bis heute gibt es noch Anhänger dieser These, der sogenannten „Slawenlegende“; immer wieder, aber insbesondere nach dem Zweiten Weltkrieg, wurde negiert, dass seit Jahrhunderten Deutsche in Polen gesiedelt hatten. In Spanien wollte man nicht wissen, dass es auch arabischen Ansässige gab; in Schottland gab es angeblich keine Engländer, in Rumänien keine Ungarn und in Finnland keine Schweden. Man betonte die eigene Liebe zum Land – einem Land, das die Zuwanderer aufgrund der anderen Mentalität weder verstehen noch lieben konnten.

Das alles hatte nicht viel mit der mittelalterlichen Wirklichkeit gemein, für die von einer Multi- und nicht von einer Monoethnizität auszugehen ist. Dies gilt – entgegen dem weitverbreiteten Urteil – nicht nur für den östlichen Teil von Europa, zumindest nicht im Mittelalter, um an das multiethnische Spanien, an Italien (vor allem den Süden), aber auch an Frankreich zu erinnern (Schulze 1995: 172–174; Lübke 2000; Wehler 2001).

Insbesondere die Städte waren multiethnisch geprägt. In den slawischen Handelszentren an der südlichen Ostseeküste versetzte die Anwesenheit von Skandinaviern und Skandinavieren, Sachsen und Sächsinen niemand in Erstaunen. In Wollin (poln. Wolin) sollen nach einem Bericht Adams von Bremen aus der Mitte des 11. Jahrhunderts neben Westslawen, Skandinaviern und Sachsen auch Ostslawen gelebt haben, die er Griechen nennt. Auch an allerlei Waren „von Völkern des Nordens“ habe es dort nicht gefehlt.

Einschränkungen für bestimmte Gruppen gab es dennoch: So durften Christen ihren Glauben nicht öffentlich bekunden. Die gegenseitige Beeinflussung der materiellen Kulturen war auch durch eheliche Verbindungen an der Tagesordnung. Die Skandinavier in Menzlin an der Peene bestatteten ihre Toten nur in Urnen des Feldberg-Typs, die von ihren slawischen Nachbarn geschaffen wurden. Ähnliches lässt sich für Schleswig-Holstein feststellen: Im Hafen von Haithabu finden sich fast ausschließlich Gefäße aus slawischer Produktion oder nach slawischem Muster (Brather 1996: 197–199; Brather 2001; Piskorski 2002b: 149–151). Multiethnisch ausgerichtet waren auch die ältesten ostslawischen Städte, wo es besonders viele skandinavische Zuwanderer gab (Birnbäum 1987: 1–62; Mühle 1991). Ein wahrer ethnischer Schmelztiegel waren die Städte am Schwarzen Meer, hier hatte die griechische Kultur einen dominanten Einfluss (Breyer 1988; Ascherson 1998).

Nicht anders gestaltete sich das Leben in den osteuropäischen Städten im späten Mittelalter und in der Neuzeit. In Breslau lebten neben Deutschen und Polen Wallonen und Juden. In den livländischen Städten bildeten die Deutschen die Mehrheit der Bevölkerung, doch gab es dort auch Dänen, Schweden und schließlich Esten, Letten, Finnen und Russen (Niitemaa 1949). Das spätmittelalterliche L'viv (ukrain., dt. Lemberg, poln. Lwów, russ. L'vov) stellte ein wahres Mekka für Kaufleute aus dem Osten dar. Neben Polen und Ruthenen hatten Deutsche, Juden, Armenier und Tataren eigene Viertel oder Straßen. Aber auch Italiener, vor allem Genueser (Wyrozumski 1994), waren in Lemberg ansässig. In den Städten auf dem Balkan lebten Deutsche, Ungarn, Juden, Italiener, Slawen und später auch Türken (Sowell 1998: 181).

Viele ausländische Zuwanderer gab es auch an den Höfen, die, je prächtiger sie waren, umso mehr Anziehungskraft auf Migranten ausübten. Der Kaiserhof war im Allgemeinen der unerfüllte Traum der Ritterschaft, ja sogar kleinerer Herzöge (Jurek 1996: 77–79, 123–125). Aus verständlichen Gründen waren die Herrscher aller europäischen Staaten stark an der Zuwanderung fremder Ritter interessiert und verliehen ihnen nicht nur Posten am Hof oder in der Territorialverwaltung, sondern auch Landgüter. Die Ausländer ihrerseits bemühten sich, möglichst schnell – vor allem durch Heirat – in der Struktur der lokalen Nobilität aufzugehen, denn diese erfreute sich einer größeren Unabhängigkeit, zumindest in jenen Ländern, wo sich wie in Böhmen und Polen schon früher eine Kriegerkaste herausgebildet hatte. Interessanterweise konnten die Zuwanderer, die zumeist recht schnell in die Gesellschaft integriert wurden, häufig ihre religiöse Eigenständigkeit bewahren, um an die Tataren im polnisch-litauischen Grenzland zu erinnern. Die vielen Moscheen im polnisch-litauisch-

weißrussischen Grenzgebiet sind eines der letzten Zeugnisse der alten Multinationalität in der polnisch-litauischen Rzeczpospolita (Tyszkiewicz 1989; Miśkiewicz 1990; Miśkiewicz 1993). Anders war die Situation in jenen Gebieten, wo eine kleine Gruppe von Zuwanderern – wie in Preußen und Livland – die einheimische Bevölkerung dominierte und auf deren Gebräuche und Gefühle keine Rücksicht nehmen musste. Durch die geringe Zahl der Eroberer wurden die Autochthonen jedoch nicht immer gezwungen, sich kulturell und sprachlich unterzuordnen. Wieder anders war es vermutlich in Regionen wie Brandenburg; Brandenburg formierte sich auf dem Gebiet der unterworfenen Elbslawen. Die Nähe des deutschen Hinterlands ließ hier zahlreiche deutsche Siedlungen entstehen, was eine ziemlich schnelle Akkulturation der meisten einheimischen Bewohner zur Folge hatte (Schich, Strzelczyk 1997).

Obwohl alle Herrscher der neueren Staaten im östlichen Europa ihre Machtgebilde mit der Hilfe von ausländischen Zuwanderern festigten, ist die Stellung Ungarns geradezu einzigartig. Hier betrieben die Könige ab dem 10. Jahrhundert eine äußerst aktive Siedlungspolitik, die sich anfänglich auf die Grenzgebiete konzentrierte. Man nahm alle Zuwanderer mit offenen Armen auf, und König Stefan I. (969–1038) erwähnte lobend in einer Urkunde die Vorteile, die die Immigration habe. Je mehr Fremde es gebe – so stellte er fest –, umso unterschiedlicher seien Sprachen, Gebräuche, Wissenschaften und Waffenarten, und das alles ziere und vor allem stärke das Land (Göckenjan 1972: 1, 9–22; Zernack 1975: 798). Welche der heutigen europäischen Regierungen könnte sich zu einer solchen Erklärung aufschwingen?

Unabhängig von den Umständen der Kolonisation (friedlich oder bewaffnet) und den Beziehungen zwischen Immigranten und Einheimischen scheint es, dass man fast nirgendwo in Europa die Kolonisation prinzipiell mit Assimilation oder Akkulturation gleichsetzen kann. Die Kolonisation war ein Prozess, der sich relativ schnell vollzog und sich innerhalb eines Gebiets meistens nur über eine oder zwei Generationen erstreckte. Dagegen zogen sich Assimilations- und Akkulturationsprozesse über viele Generationen dahin. Zwischen dem Zustrom von Deutschen in die wichtigsten polnischen Städte wie Krakau (poln. Kraków) und Poznań (dt. Posen) (Mitte des 13. Jahrhunderts) und ihrer Polonisierung vergingen nicht weniger als zwei Jahrhunderte. Von der Zuwanderung von Deutschen nach Pommern bis zur Germanisierung der slawischen Bevölkerung dauerte es alles in allem ein paar Jahrhunderte. Die Sorben existieren als Minderheit noch heute, obwohl sie seit mehr als tausend Jahren unter deutscher Herrschaft leben. Jedoch besteht kein Zweifel daran, dass sie auch eine große Zahl deutscher Immigranten absorbieren konnten.

Das Zusammenleben von Einheimischen und Kolonisten beschäftigt Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen wie erwähnt seit dem 19. Jahrhundert, doch haben sich schon protestantische Geistliche während der Renaissance und Reformation mit diesem Thema befasst. Auch sie interessierte die Frage, in welcher Form bestimmte Gebiete ihre ethnische Struktur änderten. Vor dem Hintergrund dieser Diskurse gab es hierauf vier Antworten: Die einen meinten, dass man ethnische Zusammensetzungen nur durch die Vertreibung der Einheimischen verändern könne, andere bestanden gar auf deren Ausrottung (wobei diese Auffassung aus dem Mittelalter stammt, der im Humanismus von Historikern Aufmerksamkeit geschenkt wurde, die einfach nicht verstehen konnten, wohin die autochthone Bevölkerung einer Region entschwand, wenn es zu Kolonisations- und Migrationsprozessen kam. Ihre wahre Blütezeit ist auf die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts begrenzt, als Nationalismus und Darwinismus ihren Siegeszug in die Geschichtswissenschaft antraten). Wieder andere waren davon überzeugt, man könne die multiethnische Struktur eines Gebiets nur dadurch erklären, dass auf dem betroffenen Gebiet versteckt „Stammesbrüder“ über Jahrhunderte auf ihre „Befreiung“ gewartet hätten, so etwa angeblich die „Deutschen“ unter slawischer Herrschaft in Böhmen oder die „Spanier“ im arabisch beherrschten Süden der Iberischen Halbinsel. Einen wirklich herausragenden Platz nahm allerdings erst die sogenannte Assimilationstheorie ein, der zufolge Einheimische und Siedler nach und nach zu einem Volk verschmelzen, wobei zumeist die kulturelle (oder in einigen Varianten rassische) Überlegenheit einer der Ethnien über das ethnische Gesicht des Gebiets entschied. Diese Theorie geht auch auf mittelalterliche und humanistische Ideenwelten zurück, wurde aber besonders in den letzten Jahrzehnten des 19. und in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts inhaltlich weiterentwickelt. Dies vollzog sich im Rahmen einer Polemik zwischen den Anhängern der Assimilations- und den Anhängern der Ausrottungstheorie. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts vertraten fast alle wissenschaftlich ausgerichteten Historiker die Assimilationstheorie, eine breitere Rezeption erfuhr sie jedoch erst nach dem Zweiten Weltkrieg (Piskorski 1989; Piskorski 2007).

In den neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts hat man eine modifizierte Version der Assimilationstheorie präsentiert, die sogenannte Diffusionstheorie, die auch im Lichte neuester DNA-Untersuchungen an der europäischen Bevölkerung am wahrscheinlichsten ist. Nach diesem Konzept mischte sich die einheimische Bevölkerung mit den Zuwanderern, und über die Richtung der Assimilationsprozesse entschied eine ganze Reihe von Faktoren unterschiedlicher Natur. Doch gibt die Assimilationstheorie selbst noch keine Antworten auf die Fragen nach dem Verhältnis von Einwanderern und Autochthonen, sondern es werden

immer mehr Fragen aufgeworfen, wie dies eben immer in der wissenschaftlichen Forschung der Fall ist. Mit vielen von ihnen ist die Geschichtswissenschaft als Einzeldisziplin überfordert, mit der Hilfe von Ethnologen, Archäologen und sogar Psychologen lassen sich jedoch neue Erkenntnisse gewinnen. Allerdings setzt dies langwierige komparatistische Forschungen zu Assimilationsprozessen anderer Epochen und Gebiete voraus (Fritze 1980; Fritze 1984).

Dass heute die Assimilationstheorie im Grunde unbestritten gesiegt hat, heißt freilich nicht, Einheimische und Siedler hätten ohne Konflikte zusammengelebt. Die Quellen lassen keinen Zweifel daran, dass Autochthone und Zuwanderer, die zumeist über ein eigenes Recht und viele Privilegien verfügten, einander feindselig begegneten. Ob auf den Britischen Inseln, bei Bremen, in Livland oder in Siebenbürgen – die Kolonisten waren prinzipiell und unabhängig von den Tatsachen (die ja auch schwer zu messen wären) von ihrer „kulturellen Überlegenheit“ überzeugt und im Allgemeinen von Missionseifer beseelt: Ihr Verhalten war eben ein spezifisch kolonialistisches (Weber 1921: 219).

So kam es zu Versuchen, Zuwanderer mit Gewalt zu verdrängen. Besonders blutige Formen nahmen ausländerfeindliche Konflikte in den Städten an. Die Quellen zeigen, dass sich dabei der Hass prinzipiell nur gegen jene Zuwanderer richtete, die nicht die lokale Sprache beherrschten. Mehr noch: Sehr häufig waren frühere Immigranten gegenüber späteren Zuwanderern besonders feindselig eingestellt, was die Probleme potenzierte. Die Ablehnung der Fremden nahm in krisenhaften Zeiten immer ein höheres und gefährlicheres Ausmaß an. Mitte des 15. Jahrhunderts beschuldigten die Schweden ihren König, zu viele Deutsche ins Land zu lassen. Diese würden – wie schwedische Flugblätter verkündeten – alle Ämter besetzen und den Einheimischen nur Stellungen als Henker und Totengräber übrig lassen (Kaindl 1907: 143–145; Piskorski 2002b: 10 f.).

Wie die Berichte der Chronisten Helmold von Bosau (um 1120 bis um 1180) über Wagrien (Südostholstein) und Giraldus Cambrensis (um 1147 bis um 1216/1220) über Wales, aber auch Quellen aus anderen Gebieten zeigen, wurde die autochthone Bevölkerung aus einigen unterworfenen und von Zuwanderern besiedelten Gebieten vertrieben, obwohl dieses Phänomen sicherlich keine allzu große Reichweite hatte, denn Menschen waren damals als Arbeitskräfte noch viel zu wertvoll, als dass man sich ihrer „entledigen“ konnte. Übrigens ist nicht völlig klar, inwieweit man die Informationen mittelalterlicher Chronisten wörtlich nehmen kann oder inwieweit sie nur Bestandteile eines überkommenen literarischen Topos sind. Es lässt sich auch nicht ausschließen, dass ein gewisser Teil der Einheimischen an den Rand der Transformationsprozesse gedrängt wurde (so etwa in Brandenburg in die

sogenannten Kietze), was ihnen einerseits ermöglichte, länger die alten Sitten und die alte Sprache zu bewahren, andererseits aber auch eine Form gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Benachteiligung darstellte.

Es ist also nicht genau bekannt, worauf die mittelalterlichen Assimilations- und Akkulturationsprozesse beruhten. Warum assimilierten sich in einigen Gebieten die Zuwanderer (wie in Bulgarien), in anderen aber die Einheimischen (wie in Ungarn)? Warum verliefen in einigen Gebieten die Assimilationsprozesse relativ schnell (um an die slawischen Bewohner der Insel Rügen zu erinnern, die doch erst ab dem 13. Jahrhundert unter „deutschem“ Einfluss standen und bereits hundertfünfzig Jahre später „deutsch“ waren, obwohl die Insel zunächst unter dänischer Herrschaft stand), anderswo aber sehr langsam (etwa im Hannoverschen Wendland, obwohl man gerade hier eine sehr schnelle Assimilation erwartet hätte: Die ansässigen Slawen befanden sich sehr früh unter „deutscher“ Herrschaft. Dennoch bewahrten sie ihre slawische Identität bis in das 18. Jahrhundert hinein). Warum kam es in einigen Gebieten häufiger zu blutigen Konflikten zwischen Einheimischen und Zuwanderern als in anderen? Warum lassen sich manchmal die materiellen Spuren der zugewanderten Bevölkerung so leicht ablesen, was eine relativ genaue Trennung von den Einheimischen ermöglicht (Leciejewicz, Rębkowski 2000: 75–77; Rębkowski 2001: 159–161), während der Archäologe und die Archäologin in vergleichbaren Situationen keine Unterschiede in den materiellen Kulturen feststellen können? In diesen Fällen lassen sich nur anhand der schriftlichen Quellen Aussagen darüber machen, ob in einem bestimmten Gebiet zu einer bestimmten Zeit ethnisch verschiedene Gruppen nebeneinander existierten. Beispielhaft hierfür wären etwa die slawische Kolonisation Kärntens im 6. Jahrhundert (Godłowski 1981: 44), die fränkische Kolonisation slawischer Gebiete, darunter auch Meißen, im 10. Jahrhundert (Coblentz 1962: 136–138; Brather 1996: 197) und schließlich die normannische Kolonisation Süditaliens und Siziliens (Ziolkowski 2000).

Die Idee des Nationalismus, vor allem in ihrer exklusivsten Form, die alle Individuen und Gruppen, die sich einer eigenen Sprache bedienen und sich nicht zu einer gemeinsamen historischen Tradition bekennen können oder wollen, ausschließt, hat sich zum einen als unrealistisch und zum anderen als gefährlich und zerstörerisch für ganz Europa erwiesen. Dies gilt besonders für das östliche Europa, wo sich im 19. und 20. Jahrhundert immer wieder die ethnischen und religiösen Konstellationen auf einem Gebiet veränderten. Die Idee – wie sie auf der Versailler Friedenskonferenz 1918 als beste Lösung der europäischen Probleme gepriesen wurde – von einem Staat, der national homogen ist, erwies sich als Falle. Dies traf speziell für die Balkanhalbinsel zu, wo das in ethnisch-religiöser Hinsicht tolerante

osmanische Verwaltungssystem die religiösen, ethnischen und sprachlichen Differenzierungen festgeschrieben hatte (Ingrao 1996).

Wenn man wie Ingrao konstatiert, dass das Prinzip der Multiethnizität kein „Problem“ ist, sondern eine „Lösung“, was im Prinzip kaum zu bestreiten ist, muss man auch klar formulieren, worauf denn besagte Multiethnizität beruhen soll. Das alte System der Multiethnizität in Gestalt von Ghettos verschiedener ethnischer Gruppen hat sich zwar lange bewährt, um gerade an Lemberg zu erinnern, wo über Jahrhunderte Vertreter unterschiedlicher Nationalitäten und Religionen mehr oder weniger friedlich nebeneinander gelebt haben, ist aber kein nachahmenswertes Beispiel. „Daß man miteinander lebt“, schreibt zu Recht Neal Ascherson, „bedeutet nicht, daß man zusammenwächst.“ Innerhalb eines solchen Modells wird die Unterschiedlichkeit nämlich konserviert, und die einzelnen Ethnien verbinden sich kaum, was in Krisensituationen immer wieder zu Pogromen führt. Das sei keine allzu gute Prognose für ein multikulturell ausgerichtetes Europa (Ascherson 1998: 382). Als Ideal für das friedliche Zusammenleben in den heute wieder ethnisch und religiös differenzierten Staaten Europas schlagen einige den Synkretismus vor, also eine Synthese der Kultur des Westens und der lokalen Kulturen, darunter auch die Kulturen aller Arten von Immigranten. Doch bisweilen verwischen sich die Unterschiede zwischen Synkretismus und Nationalismus, da der Synkretismus in einem gewissen Maße aus einer Ansammlung von sogenannten nativistischen Ideen besteht. Daher stellt sich die Frage, ob eine Ansammlung von Nativismen, in denen man das „Heimische“ unterstreicht, den Weg in die Zukunft weisen kann. Die Antwort hängt teilweise davon ab, ob man Synkretismus nur als eine Ansammlung oder als eine konzentrierte Mischung von nativistischen Ideen betrachtet. Das viel diskutierte Prinzip der Multiethnizität, das manchmal als „neuer Universalismus“ bezeichnet wird, zeigt auffallend viele Analogien zu synkretistischen Konzepten: Es soll nicht – wie früher – die Summe der einzelnen Ghettos, sondern die jeweilige eigenständige interkulturelle Synthese verdeutlichen (Nederveen Pieterse, Parekh 1995).

Es ist hier nicht meine Aufgabe, auch nur annähernd eine Antwort auf die Frage zu finden, ob ein solcher Universalismus nicht nur ein Hirngespinnst ist, ob er nicht in gewissem Maße allen unseren bisherigen Erfahrungen oder gar unserer biologischen Natur zuwiderläuft und ob uns nicht in einer solchen Situation die völlige Uniformierung droht, die nirgendwohin führt. Jedenfalls haben Migrations-, Kolonisations-, Assimilations- und Akkulturationsprozesse die Menschen seit dem Anbeginn der Geschichte begleitet, und nichts deutet darauf hin, dass sich dies in Zukunft ändern könnte. Offenheit war – neben der Fähigkeit zu Selbstkritik, dem Prinzip des freien Willens und der Verantwortlichkeit für das eigene Tun – immer eine der

Triebfedern der europäischen Kultur. Ein „Mauern“ gegen Zuwanderung – zumal Europa, und auch das östliche Europa, Immigranten so sehr benötigt (und das nicht nur aus demografischen Gründen) – wäre unklug. Man muss allerdings darauf achten, dass das Ergebnis dieser interkulturellen Synthese nicht etwa der Verlust der erwähnten Kardinalwerte wäre, die die Europäer zu verteidigen lernen müssen, sowohl für das eigene Wohl als auch für das Wohl zukünftiger Immigranten und Immigrantinnen.

Aus dem Polnischen übersetzt von Andreas Warnecke